Lona.

Roman von A. Lütetsburg.

Einleitung.

Sie war todt. Lona stand einige Augenblicke unbeweglich und schaute auf das gelbweiße, noch vom letzten Kampf verzerrte Gesicht der alten Frau. Sie war wirklich todt. Seltsam! Diese fest zusammengepreßten Lippen sollten sich nie mehr zu einem Scheltwort öffnen, diese Rechte mit den starkknochigen Fingern sich nie wieder erheben, um mit einem Schlage auf ihre Schulter und Arme niederzufallen.

Lona empfand keinen Schmerz darüber, daß sie nun in der Welt allein sei. Ob die Verstorbene in verwandtschaftlichen Beziehungen zu ihr gestanden, wußte sie nicht; es mochte wohl so sein, da sie bei dem Tode ihrer Mutter — wie oft genug erzählt wurde—die einzige Person gewesen sein sollte, die sich des hilflosen Kindes erbarmt und demselben eine Unterkunft gewährt hatte.

Besonders zärtlicher Natur aber waren diese verwandtschaftlichen Beziehungen wohl nicht, und Lona hatte nie ein Gefühl der Dankbarkeit gegen die alte Frau Martina hegen können, die sie, so lange sie zurückdenken konnte, mit Strafen aller Art überschüttete.

Lona wagte dagegen nur passiven Widerstand; aber gerade dieser hatte Frau Martina am meisten gereizt und erbittert, wie sie den Nachbarinnen und Gevatterinnen gegenüber wiederholt geäußert. Man glaubte es ihr auf's Wort. In dem schmalen, hohlwangigen Gesicht des Mädchens lag etwas Finsteres, Verschlossenes, die dünnen Lippen waren meistens fest zusammengepreßt, zu andern Zeiten von einem Hohn umspielt, der die jähzornigen alten Frau die harte Behandlung ihres Pflegekindes hervorrief.

Lona war aber auch gegen andere störrisch und widerwillig; freundlich an sie gerichtete Worte wurden entweder gar nicht oder mit einem finsteren Blick beantwortet. Gespielinnen mochte sie nicht und war, selbst nachdem sie in die Schule gekommen, mit anderen Kindern nicht in Verkehr getreten.

Die Schulstunden gewährten Lona eine Erholung, denn der alte Lehrer war vielleicht der einzige Mensch, welcher für das kleine Mädchen Partei ergriff.

Wenn es ihm gegenüber saß, andächtig seinen Worten lauschend, vergab er ihr auch die nicht vollendeten häuslichen Arbeiten und glaubte ihrer Versicherung, daß sie am Tage dazu keine Zeit gefunden, in der Nacht aber vor Ermüdung über denselben eingeschlafen sei. Faulheit konnte er ihr nicht zum Vorwurf machen.

Die übrigen Kinder erblickten in dieser Behandlungsweise Lona's eine Bevorzugung, die man gerade ihr am wenigsten zu verzeihen geneigt war. Mit dem Kinde in Streit zu gerathen, erwies sich als eine Unmöglichkeit, sie zeigte allen Angriffen gegenüber eine schweigende Verachtung; so rächte man sich durch verletzende Neckereien aller Art und bewirkte, daß sie sich immer scheuer zurückzog.

Bisweilen waren wohl Augenblicke gekommen, wo sie sehnsüchtig aus der Entfernung dem Spiel gleichalteriger Mädchen zugeschaut hatte, aber — nicht einmal war ihr die Möglichkeit vor die Seele getreten, daß sie mitspielen könne. Es war ja auch, im Grunde genommen, vergeblich gewesen, sich nutzlos im … während daheim auf dem Hofe ein mächtiger Holzhaufen lag, den sie vor Einbruch der Dämmerung unter Dach und Fach schaffen mußte, oder wenn im Garten Unkraut wucherte, das ihr, sobald Tante Martina's scharfe Augen es entdeckten, eine Tracht Schläge einbringen konnte.

So war Lona neun Jahre alt geworden. Da wurde Tante Martina krank und mußte den ganzen Winter das Bett hüten. Das Kind, welches sie pflegte, hatte weder Tag noch Nacht Ruhe und litt dabei entsetzlich unter Hunger und Kälte.

Es athmete tief auf, als sie daran dachte, daß dies Alles nun vorbei sei. Sie streckte sie die Hand aus und berührte mit dem Vorderfinger die Hand der Todten. Fröstelnd schauerte das Kind zusammen und näherte sich, scheu rückwärts tretend, der Thür, die in diesem Augenblick von außen geöffnet wurde. Eine Mitbewohnerin des Hauses erschien auf der Schwelle. Lona wandte sich um. Sie deutete schweigend auf das Lager, auf welchem Frau Martina ihren letzten Athemzug gethan; dabei erhellte sich der Blick des Kindes. Das Alleinsein mit der Todten hatte es unbewußt mit Grauen erfüllt, die Nähe eines lebenden Menschen beglückte es.

„Todt! Martina todt! Und Du gottvergessenes Ding kannst Dich freuen!" schrie die Nachbarin, nachdem sie sich von der Thatsache überzeugt, indem sie Lona an den Schultern faßte und heftig schüttelte. „Weißt Du denn auch, daß Du jetzt Alles verloren hast, daß Du allein in der Welt bist — mutterseelenallein? Und wer sollte sich wohl die Last mit Dir auf den Hals laden? Da kann der Magistrat viel ausschreiben—Dich nimmt Niemand—Keiner sage ich Dir."

Einen Augenblick zeigte sich in dem Gesicht Lonas ein jähes Erschrecken, aber schon im nächsten Augenblick war der altgewohnte Trotz in demselben bemerkbar.

Mit einem Ruck befreite sie sich von dem Griff der Frau, legte die Hände auf den Rücken, und sie finster anblickend, rief sie:

„Für Arbeit bekommt man allerwegen zu essen."

Dann stürzte sie zur Thüre hinaus, die Nachbarin in einem schwer zu beschreibenden Zustand der Entrüstung zurücklassend.

Das Kind war durch die Straßen der Stadt zum Thore hinausgelaufen, ohne nur einmal stehen zu bleiben. Erst als das letzte Haus der Vorstadt in seinem Rücken lag, hielt es einen Augenblick tief aufathmend inne. Der brausende Frühlingswind strich über die Ebene und zerzauste Lonas Haar. Sie gab nichts darauf, auch nicht auf die kalten, fallenden Tropfen, die wohlthätig die kleine, brennende Stirn kühlten. Sie hatte nur den einen Gedanken: daß sie frei sei und die Nacht nicht bei der Todten werde bleiben brauchen.

Es dunkelte bereits stark. Schwere Wolken hatten sich am Himmel zusammengezogen und wurden in rasender Eile fortgetrieben; der Regen fiel in großen Tropfen und nöthigte Lona, an ein Unterkommen für die Nacht zu denken.

Sie schaute sich um und bemerkte, trotzdem der Gesichtskreis bereits ein durch die Dunkelheit begrenzter war, zur Rechten vom Wege einen Strohdiemen, von dem sie ein Graben trennte. Im Klettern und Springen wie ein Knabe geübt, trat Lona ein paar Schritte vom Rande zurück, um einen Anlauf zu nehmen, und setzte dann über den ungewöhnlich breiten Graben hinweg. Ein leiser Schrei kam von ihren Lippen. Der Sprung auf das bedeutend niedriger als die Landstraße gelegene Grundstück war doch ein gewagter gewesen. Lona fühlte einen ziemlich heftigen Schmerz am Fuße und war sogar im ersten Augenblick außer Stande, sich zu erheben. Sie war jedoch energisch bemüht, den Schmerz zu bewältigen, und so gelang es ihr, aufzustehen und sich langsam fortzubewegen. Mit Mühe erreichte sie endlich die erwählte Zufluchtsstätte, die ihr in der That an der östlichen Seite Schutz gegen Wind und Regen gewährte.

Unter diesen beruhigenden Gedanken war sie bald eingeschlafen, trotz des über ihrem Kopfe mit orkanartiger Gewalt dahinbrausenden Sturmes. Erst spät am anderen Morgen erwachte sie; Kinderstimmen trafen ihr Ohr.

„Ganz naß — sie hat die Nacht hier gelegen, Papa. Das arme Mädchen!"

Lona öffnete die Augen. Das bleiche, durchnäßte Kind bot einen erbarmungswürdigen Anblick. Aber die Augen eines bärtigen Mannes waren mit strengem Ausdruck auf dasselbe gerichtet, indem er beinahe unwillig zwei Knaben zur Ruhe verwies.

„Wie kommst Du hierher?" fragte er wenig freundlich.

Lona gab keine Antwort — die Welt drehte sich mit ihr im Kreise, — eine Fluth beängstigender Gedanken stürmte förmlich auf sie ein. Sie kannte die Welt und die Menschen schon, trotz ihrer Jugend. Noch nie im Leben hatte man ihr Recht gegeben, nie eine Entschuldigung für das, was sie oft unter dem Drange bitterster Nothwendigkeit gethan, gefunden. Sie fühlte instinktiv, daß dieser Mann mit dem strengen Gesicht sie erbarmungslos verdammen werde.

„Gib doch Antwort!" befahl er kurz.

„Ich bin gelaufen," entgegnete sie ebenso.

In dem Gesicht des Mannes machte sich ein Ausdruck grenzenloser Ueberraschung bemerkbar. Jetzt sah er erst den finsteren Trotz in den Zügen, besonders aber in den Augen des Mädchens. „Du," sagte er, es am Arme ergreifend und mit festem Griff in die Höhe ziehend, „willst Du antworten, wie sich's gehört? Herumtreiber bringt man auf die Polizei."

Zitternd, stammelnd berichtete das durch diese Worte zu Tode erschreckte Kind, aber nicht der Wahrheit gemäß. Wenn sie erzählt hätte, was die Nachbarin gesagt, dieser Mann würde es glauben und dann—dann—die Polizei! Sie war schon einmal mit derselben in Berührung gekommen. Sie sollte ein Fenster eingeworfen haben.—Wie furchtbar hatte ihr dieser Mann gedroht!—

Während sie sprach, schwand allmälig die Strenge aus dem Gesicht des Mannes. Er fand es begreiflich, daß das Kind sich gefürchtet, mit der Todten im Dunkeln allein zu bleiben. Es hatte doch den Anschein, als ob das Mädchen in sehr schlimmen Verhältnissen aufgewachsen war. Er beschloß daher, sich persönlich in der Stadt nach dem Näheren zu erkundigen.

Vorläufig nahm er Lona an der Hand und führte sie in sein Haus, wo sie sehr freundlich von einer kleinen Frau aufgenommen wurde. Man gab ihr trockene Kleider, und nachdem sie gegessen und getrunken, fühlte sie sich wie neugeboren. Ach, wenn sie doch hier hätte bleiben können!

Gegen Mittag jedoch forderte sie der Mann auf, ihn in die Stadt zu begleiten, und sie zitterte vor Angst, obgleich er freundlich mit ihr sprach. Sie sollte zu der alten Martina zurück, zu den Nachbarsleuten und dann—dann—

Lona konnte nicht ausdenken, aber die schlimmsten Befürchtungen des Kindes sollten noch durch die Wirklichkeit übertroffen werden. Kaum hatte sie mit dem Manne die Wohnung der Verstorbenen betreten, als die Nachbarin, deren zornige Worte sie am vorhergehenden Abend fortgetrieben, ihr entgegentrat, um sie mit einer Fluth von Schimpfworten zu empfangen. Lonas Begleiter wollte sie in Schutz nehmen, goß aber dadurch nur Oel ins Feuer. Von dem Kinde ablassend, wandte sie sich dem Herrn zu und erzählte, Gott und alle Welt zu Zeugen anrufend, in einem Nu eine solche Reihe von Schandthaten aller Art, die Lona trotz ihrer Jugend bereits verübt haben sollte, daß der Herr die Kinderhand, welche er bis dahin noch in der seinen gehalten, fallen ließ und, fast mit einem Ausdruck des Entsetzens, auf das kleine, blaß aussehende Geschöpf an seiner Seite blickte.

Die Frau sprach offenbar nicht die Unwahrheit. Man brauchte nur in dieses finster blickende Gesicht zu schauen, um überzeugt zu sein.

Gleichwohl fragte er noch:

„Ist das alles wahr?"

Lona gab keine Antwort. Sie preßte nur die Zähne so fest in die Unterlippe, daß sie blutige Spuren zeigte, aber schwieg beharrlich still, auch auf die wiederholte Frage. Dann erzählte die Nachbarin weiter. Sie sprach von der alten Martina und ihrem Werk der Barmherzigkeit, das sie an diesem Kinde, das ihr das Leben zur Pein gemacht, geübt. Eines Tages sei eine kranke Frau zu Fuß mit einem Säugling auf dem Arme in die Stadt gekommen und habe im „blauen Stern" eine Unterkunft gesucht und gefunden, obgleich der Wirth gleich angenommen, daß es mit der Person nicht in Ordnung sein könne! Sie sei dann auch nach zwei Tagen gestorben und Frau Martina habe sich des zurückgebliebenen Kindes erbarmt. So wenigstens erzählten sich die Leute. Wie Martina dazu gekommen u. s. w., wisse sie nicht. Sie sei eine etwas wunderliche Frau gewesen, aber gut — seelengut. Daß sie das Kind zur Arbeit angehalten, könne man ihr nur zum Verdienst anrechnen. Sie habe gewiß das Beste des Mädchens gewollt und es vor dem Schicksal seiner Mutter, die ohne das Mitleid des Wirthes „Zum blauen Stern" elendiglich auf der Landstraße umgekommen sein würde, bewahren.

Während die Nachbarin so sprach, hatte Lona starr und unbeweglich dagestanden, den Mund noch immer fest zusammengepreßt. Ihr Gesicht war, wenn möglich, noch bleicher als gewöhnlich, die Lippen bläulich gefärbt. Sie sah nicht die finsteren Blicke des Mannes, aber fühlte dieselben. Einen Augenblick war es ihr gewesen, als müsse sie sich auf die Verleumderin stürzen, die, sie fühlte es, die todte Mutter nicht schonte, aber — was würde es nützen?

Das Kind wußte kaum noch, was vorging, was gesprochen wurde. Nur dumpf, wie aus weiter Ferne klangen die Worte an sein Ohr. Sie hörte nur, daß die Nachbarin sie in Obacht nehmen solle, so lange bis der Herr, der sie hierher begleitet, ihr eine Unterkunft in dem Waisenhause ausgewirkt.

Zwei Tage saß sie dann in einem dumpfen Raume eingeschlossen, die Nachbarin hatte gesagt, daß sie nur auf diese Weise die Verantwortung übernehmen könne, daß das Mädchen dableibe.

Es waren schlimme Tage für das Kind gewesen, und es athmete auf, als man es am dritten Tage aufforderte, sich anzukleiden, um der Leiche Tante Martina's zu folgen. Bei dem Begräbniß hatten die Leute wieder Gelegenheit, sich von der gänzlichen Verdorbenheit Lona's zu überzeugen. Sie, die in diesem Augenblick doch von ihrem der Verstorbenen allzeit bewiesenen Undank, von ihrer Sündenlast vollständig hätte zu Boden gedrückt sein müssen, schritt in ihrem Kleide von altmodischem Wollstoff, das man aus Tante Martina's Nachlaß in Eile gefertigt, weil sie sonst dem Sarge nicht einmal hätte folgen können, mit hocherhobenem Haupte einher. Sie dachte scheinbar nicht einmal daran, daß sie einer Leiche folgte. Vielleicht wollte sie den Leuten zeigen, daß sie sich nichts daraus mache, daß man sie eine „Vogelscheuche" nannte. Das Wort hatte ihr Ohr erreicht, als sie aus dem Hause unter die Leute getreten war, welche müßig dagestanden, um zu sehen, wie groß oder klein das Gefolge sein würde, das die alte Frau zur letzten Ruhestatt geleitete. Selbst als der Pastor am Grabe die Rede gehalten und den Segen gesprochen, hatte sie nicht einen Augenblick den Kopf gesenkt — die Thränen in ihren Augen sah Niemand, oder — wollte Niemand sie gesehen haben?

Die Menschen hatten sich zerstreut, Lona stand noch an dem frisch aufgeworfenen Hügel. Da trat die Nachbarin an sie heran.

„Komm', geh' mit! Für Dich wird gesorgt. Der gute Herr! Was Du für Glück hast! 's ist wahr! Je ärger das Stück, je besser das Glück!"

Lona hatte die letzten Worte wohl kaum gehört.

„Ich möchte noch hier bleiben, Frau Rehberg, nur ein paar Augenblicke!" kam es in flehendem Tone über ihre Lippen.

„Damit Du mir davonlaufen kannst! Nein — Du kommst mit. Ich hab's dem Herrn versprochen, Dich richtig abzuliefern, und mein Wort werde ich halten. Versuche nicht, Dich zu widersetzen!"

Lona folgte, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben. Die Worte des Pastors hatten einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht. Er hatte von den guten Eigenschaften der Verstorbenen gesprochen und seine Worte rüttelten an Lona's Gewissen. Sie war gegen die Verstorbene nicht immer gewesen, wie sie hätte sein sollen, und wollte so gern allein am Grabe Tante Martina's bleiben, um sie zu bitten, ihr doch zu vergeben.

Nun aber mußte sie mit der Nachbarin gehen, es blieb nichts weiter übrig. Ihr von Thränen überschwemmtes Gesichtchen hatte wieder den gewöhnlichen Ausdruck angenommen, der heiße Zorn das Wasser in ihren Augen aufgesogen. Wie sie das Haus verlassen, in welchem Tante Martina gewohnt, so betrat sie es wieder, finster — trotzig.

1. Capitel.

Glühroth durchbrach das Licht der scheidenden Sonne noch einmal die am Abendhimmel flatternden Wolken und fand seinen Reflex in den Fenstern des waldumkränzten Schlosses, das stolz von halber Höhe in das, von dem stattlichen Fluß durchrauschte Thal blickte. Ein wohlthätiges Gewitter hatte Wald und Fluren erquickt. Helle Tropfen funkelten an Blumen und Halmen und fielen schimmernd von dem vorspringenden rothen und grauen Sandstein auf die dunklen Tannen mit ihren frischgrünen Lichtern herab.

Glühroth ruhten auch die letzten Sonnenstrahlen einen Augenblick auf dem Scheitel der Frau, die in der Nähe eines der Fenster stand und umgaben sie wie mit einem Glorienschein.

Die Dame war nicht mehr jung, aber schön. Die stolze Gestalt in dem eng anschließenden Kleide von dunklem, weichem Wollstoff, das Gesicht mit den regelmäßigen, feinen, allerdings etwas strengen Zügen und den klugen Augen mochte wohl die Bewunderung rechtfertigen, die sich in diesem Augenblick in dem Antlitz des ihr in einiger Entfernung gegenüber stehenden Mannes widerspiegelte.

Nun aber war das Sonnenlicht erloschen. Das hohe Zimmer mit den tiefen, von dunklen Vorhängen beschatteten Nischen und dem altmodischen Mobiliar machte einen durchaus veränderten Eindruck. Es erschien plötzlich so kalt und frostig, wie der Abendwind, der durch die geöffnete Balkonthür strich und die Stirn des Mannes umspielte. Er athmete tief auf und richtete seinen Blick auf die Dame, die ihm hochaufgerichtet und unbeweglich wie ein Steinbild gegenüber stand.

„Ist es Ihr letztes Wort, gnädige Frau? Sie könnten in der That diese grausame Bedingung aufrecht erhalten wollen?"

Sie gab nicht gleich eine Antwort, sondern ihre Augen suchten in seinem Gesicht zu lesen. Ein großer Ernst sprach aus demselben, eine ruhige Entschlossenheit, die sie mahnte, auf ihrer Hut zu sein. Dennoch jagte sie, und ihre Stimme hatte einen harten Klang:

„Herr von Frohsdorf, Sie übersehen offenbar nicht die Größe Ihrer Forderung. Die Familie meines verstorbenen Gatten war stolz auf ihren Namen, den sie sich Jahrhunderte lang rein und unbefleckt erhalten hat. Er selbst legte gleich hohen Werth darauf. Seine letzten Worte waren ein Wunsch, daß ich dieser Tradition treu bleiben und die Erziehung unseres Kindes in einem Sinne leiten möge, der es auf den Weg seiner Vorfahren bringe. Mein ganzes Trachten galt seither der Erfüllung dieses gerechten Begehrens. Da kamen Sie, nachdem kurz vorher Ihre Gemahlin gestorben war. Gemeinsame Jugenderinnerungen führten uns wieder zusammen. Sie sagten mir, daß — Sie — — bevor Sie Ihre Gemahlin kennen gelernt — daran gedacht hätten, mir Ihre Hand anzubieten, daß es Sie glücklich machen würde, den leeren Platz in Ihrem Hause durch mich ausgefüllt zu sehen. Sie würden mich freudig dazu bereit gefunden haben, wenn nicht jenes Kind gewesen wäre. Wohl hat es seit Jahren in Ihrem Hause gelebt, und ich gebe es zu, eine sorgfältige Erziehung genossen, aber — das Mädchen ist und bleibt das Kind einer ehrvergessenen Magd, deren Blut seine Adern durchströmt. Wie kann mein reines, schuldloses Kind mit demselben unter einem Dache leben?"

Eine minutenlange Pause entstand.

„Und was soll aus dem Kinde werden, das seither eine Liebe genossen, wie eine wirkliche Mutter sie nicht stärker für ihr Kind empfinden kann? Aus dem Kinde, das, aufgewachsen im Schooße des Glückes, niemals einen Schmerz empfunden, längst vergessen hat, daß seine Wiege an einer anderen Stelle gestanden, als in dem alten Landhause, in welchem es zum bewußten Leben erwacht ist?"

Herrn von Frohsdorf's Stimme vibrirte. Das Gesicht der schönen Frau aber blieb unbeweglich.

„Man könnte es zur Vollendung seiner Erziehung in eine vorzügliche Pension geben," sagte sie ruhig. „Das Mädchen ist vierzehn Jahre alt und es würde demselben gewiß dienlich sein, wenn es das Leben von einer etwas ernsteren Seite als bisher kennen lernte. Man sagt — verzeihen Sie meine Offenheit, aber ich bin immer ehrlich — Ihre verstorbene Frau Gemahlin habe ihm sehr viel freien Willen gelassen, und es sei wild und unbändig geworden. Könnten Sie es daher, besonders im Hinblick auf seine Abkunft, als ein Unglück bezeichnen, wenn eine feste, fromme Hand Lona auf die Bahnen bringt, die ein Mädchen niemals ungestraft überschreiten darf?"

Herrn von Frohsdorf's umdüsterte Stirn hatte sich ein wenig erhellt. Frau von Herwegh's Worte enthielten unzweifelhaft viel Wahres. Seine verstorbene Gattin hatte das fremde Kind, da ihr ein eigenes versagt geblieben, abgöttisch geliebt. Sie war kränklich und dadurch schwach und nachsichtig gewesen, auch in Augenblicken, wo die Bestrafung des Kindes wohl angebracht erscheinen mochte. Er hatte bisweilen gewarnt, war aber stets selbst von der Liebenswürdigkeit und Herzensgüte des kleinen Geschöpfes überwältigt worden. Lona's große blaue Augen, in Reuethränen schimmernd, hatten noch nie vergebens um Verzeihung gefleht.

„Und warum soll Ihre Hand nicht das Kind auf den guten Wegen, die es seither gegangen ist, weiter führen?" fragte er nach kurzem Besinnen. „Lona ist ein gutherziges Geschöpf, das sich durch ein freundliches Wort lenken läßt. Versuchen Sie es, Frau von Herwegh, ich bitte Sie darum. Sie werden in sehr kurzer Zeit die Erfahrung machen, daß Vorurtheile nicht immer berechtigt sind. Die beiden Mädchen sind in gleichem Alter, es wird ein beglückendes Zusammenleben sein — für Alle."

Seine Sprache war warm geworden, der Klang hatte aber auch die Vorsicht der Frau wieder beseitigt. Wenn sie fest blieb — würde er nachgeben.

„Ich kann nicht, Herr von Frohsdorf. Ich bringe meinem Kinde ein großes Opfer, indem ich so spreche, aber ich bin entschlossen, meine Mutterpflichten allen anderen voranzusetzen, weil sie die ältesten und berechtigsten sind. Verzeihen Sie mir — es darf nicht sein."

Sie hatte ihm die Hand entgegengestreckt, eine feine aristokratische Hand, aber er nahm sie nicht. Sein Gesicht war ernst und ruhig. „Es thut mir aufrichtig leid, gnädige Frau, daß zwischen uns eine Verständigung über diesen Punkt nicht erzielt worden ist. Ich muß Ihnen aber sagen, daß ich meine Pflichten diesem Kinde gegenüber, das mir seit Jahren eine Herzensfreude gewesen ist, nicht minder berechtigt halte, als Sie die Ihren. Ich kann und will mich nicht von Lona trennen."

Eine förmliche Verbeugung — Herr von Frohsdorf war gegangen, noch ehe Frau von Herwegh Zeit zu einer Entgegnung gefunden.

Längst war die Thür hinter ihm in's Schloß gefallen, und noch immer stand die Dame unbeweglich, die Augen auf die Thür gerichtet, als erwarte sie, daß dieselbe sich wieder öffnen werde. Sie wußte, Herr von Frohsdorf liebte sie, vielleicht nicht mit jener Zärtlichkeit und Leidenschaft, die er so unbegreiflicher Weise seiner ersten, zarten, gebrechlichen Frau zugewendet, aber mit einer herzlichen Inneigung, die ihr wohl noch die Bürgschaft für ein spätes Glück gewährt haben möchte. Und nun? So leicht geopfert!

Ihre weißen Zähne preßten sich zornig auf die Unterlippe und ihre kleine Hand ballte sich unwillkürlich zusammen.

In diesem Augenblick öffnete sich eine Seitenthür, und eine ältere Dame erschien auf der Schwelle. Sie warf einen forschenden Blick auf Frau von Herwegh. Diese wandte den Kopf.

„Ah, Mama!"

„Du bliebst so lange; Herr von Frohsdorf ist bereits seit einer halben Stunde fortgeritten."

„Er wird nicht wiederkehren, Mama," sagte die Tochter tiefaufathmend.

„Constanze!"

In dem Tone, in welchem der Name gesprochen war, drückte sich eine große Unruhe aus.

„Mama! Befremdet es Dich? Ich sagte Dir im Voraus, daß ich niemals einwilligen würde, Mutterstelle bei einem Mädchen zu vertreten, in dessen Adern Proletarier-Blut fließt, daß ich niemals mein Kind mit einem anderen erzogen sehen will, das, durch Geburt, dem Laster verfallen ist.

Die Worte waren in nachlässigem, wegwerfendem Tone über die rosigen Lippen der hochmüthigen Frau gekommen, aber diese Lippen zitterten vor tiefinnerster Erregung, die rechte Hand ballte sich abermals in ohnmächtiger Wuth.

„Constanze—ich hoffe, Du hast Dich nicht zu einer Thorheit hinreißen lassen, die nie mehr gut zu machen sein würde," stieß die alte Dame mit allen Zeichen einer großen Angst hervor, indem sie die Thür hinter sich schloß und mit wenigen raschen Schritten auf die Tochter zueilte. „Was sollte daraus werden, wenn Du uns einen Ausweg versperrt hättest, der allein übrig geblieben ist, uns unsere alten Besitzungen zu erhalten? Ich bin völlig außer Stande, die Sache noch länger hinzuziehen. Alles drängt auf Zahlung — man wird uns keine neue Frist mehr gewähren."

Frau von Herwegh gab keine Antwort, aber ihr Gesicht wurde von einem Zug des Mißmuthes förmlich entstellt. Die Mutter theilte ihr nichts Neues mit, sie hatte an all' die häßlichen Dinge, die ihr seit Jahren das Leben vergällt, gedacht, ehe sie am heutigen Tage Herrn von Frohsdorf empfing und demgemäß ihrem Wesen einen besonderen Grad von Nachgiebigkeit verliehen.

Aber sie war sich ihrer Schönheit, die ihr zum Siege verhelfen sollte, zu sicher gewesen; ein bewundernder Blick aus den Augen ihres Bewerbers hatte sie ein Wagniß unternehmen lassen, an dem nun ihre Zukunft gescheitert war.

Beide Frauen standen sich jetzt einige Augenblicke schweigend gegenüber, die Mutter entriß sich zuerst den unbehaglichen Betrachtungen.

„Wie aber war es möglich, Constanze, daß es zu einem vollständigen Bruch kommen konnte? Er schien Dich zu lieben. Seit Jahren kaprizirt er sich förmlich auf den Ankauf dieses Schlosses. Alles ging nach Wunsch und nun —so plötzlich!"

„Er wollte nicht in die Entfernung des Mädchens willigen, das er bei sich hat, stellte im Gegentheil, indem er um meine Hand anhielt, die Bedingung, daß ich es mit meiner Amalie erziehe."

„Das ist allerdings empörend, aber Du hättest wenigstens einlenken sollen. Ich warnte Dich. Später wäre es Dir ja doch leicht geworden, Deine Absichten auszuführen."

Die Mutter hatte die Worte in verdrießlichem, beinahe heftigem Tone hervorgestoßen und dadurch Frau von Herwegh gereizt. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen, die darin gipfelten, daß Frau von Kirkheim ihrer Tochter ein Packet Dokumente und Papiere zur Verfügung stellte, damit sie sich bei deren Durchsicht überzeuge, wie außerordentlich nothwendig eine gewisse Mäßigung Herrn von Frohsdorf gegenüber gewesen sein würde.

Dieser war inzwischen heimgeritten. Langsamen Schrittes ließ er sein Roß den duftigen Wald- und Wiesenweg entlang traben, seinem in der Nähe der Stadt ein und eine halbe Stunde entfernten Landgute zu.

Seine Stimmung war nicht die beste; er hatte einen anderen Ausgang seines Unternehmens erwartet und sich auf dem Hinritt zu Frau von Herwegh an dem Gedanken erfreut, daß nun bald wieder eine Herrin in seine verwaiste Wirthschaft ihren Einzug halten, und das Kind, das er längst als das seine betrachten gelernt, eine Mutter besitzen werde. Die Dame, welche er als seine Gattin heimzuführen gehofft, erfreute sich eines vorzüglichen Rufes. Sie galt für eine musterhafte Hausfrau, man rühmte ihren christlichen Sinn, ihre Liebesthätigkeit. Frau von Herweghs Name prangte unter allen Anzeigen von Wohlthätigkeits - Vereinen.

Aber nicht diese Umstände hatten Herrn von Frohsdorf bewogen, seine Hand der schönen Wittwe anzubieten. Wenn auch seine Liebe auf immerdar der todten Gattin gehörte, so bedurfte sein Haus wieder einer Herrin und das Kind, dem die letzte Sorge seines geliebten Weibes gegolten, der Mutter.

Lona war seit dem Tode der Frau, die sie so zärtlich geliebt und deren Sorge ihr das Leben zu einem Paradiese gemacht, vollständig verändert. Sie hatte Herrn von Frohsdorf sogar durch den ungewöhnlichen Ernst, den sie, im Gegensatz zu früher, an den Tag gelegt, große Sorgen verursacht, und deshalb war bald nach dem Tode seiner ersten Gattin der Wunsch in ihm lebendig geworden, dem Kinde eine andere Mutter zu geben.

Seine Wahl war auf Frau von Herwegh gefallen. Er hatte die alten Beziehungen wieder angeknüpft und fand willig Gehör. Die Herwegh'schen Vermögensverhältnisse waren ihm nicht fremd, aber weit davon entfernt, der jungen Wittwe einen Vorwurf aus denselben zu machen, fühlte er vielmehr Mitleid mit den einsamen Frauen, die ganz ein Spielball in den Händen gewissenloser Menschen gewesen waren. In kurzer Zeit begann die noch immer schöne Frau einen ihm selbst befremdlichen Einfluß auf ihn auszuüben; immer früher und fröhlicher ritt er den prächtigen Weg entlang, der zu dem wundervoll romantisch gelegenen Schlosse führte, immer befriedigter kehrte er heim, und seine verbesserte Stimmung brachte auch Leben in das Kind zurück, um dessetwillen er sich zuerst entschlossen, eine zweite Lebensgefährtin zu wählen.

Wie bitter hatte er sich getäuscht! Der Gedanke war ihm peinigend, und einen Augenblick trat sogar die Frage an ihn heran, ob er recht gethan, den Bruch mit Frau von Herwegh so jäh herbeizuführen. Dann aber? Das Blut stieg ihm heiß in das Gesicht. Er schämte sich der selbstgestellten Frage. Das Bild der Verstorbenen war vor seinem Auge aufgetaucht und Vorwurf im Blick glaubte er sie vor sich zu sehen, der er die Sorge für Lona in die erkaltende Hand gelobt.

Er ließ jetzt sein Pferd ausgreifen und kaum eine halbe Stunde später warf er dem Stallknecht, der seinen Herrn vor der Rampe des Hauses erwartete, die Zügel zu. In demselben Augenblick kamen flüchtige Füßchen, die kaum die Stufen zu berühren schienen, die Treppe herab.

„Papa! Papa!" jauchzte es.

Zwei weiche, warme Arme umschlangen Herrn von Frohsdorfs Nacken, zwei frische, rothe Lippen suchten die seinen. Zärtlich fuhr seine Hand über das dunkle, wellige Haar des lieblichen Kindes.

„Lona—wir bleiben zusammen," kam es unwillkürlich über seine Lippen.

Das Kind sah ihn mit den großen Augen fragend an—es verstand die Worte nicht.

„Wo warst Du so lange, Papa?"

Vorübergehend huschte eine Wolke über seine Stirn. Dann lächelte er und sagte, ihre kleine Hand durch seinen Arm ziehend und sie die Treppe hinaufführend:

„Ich werde Dich nun nie mehr einen ganzen Nachmittag allein lassen, mein Liebling. Was hast Du getrieben?"

„Gelernt, Papa, und gespielt. Mademoiselle ist mit mir zufrieden gewesen. Frag sie, ob ich nicht sehr, sehr fleißig gewesen bin!"

Herr von Frohsdorf plauderte noch ein halbes Stündchen mit Lona, dann hieß er sie sich zur Ruhe zu begeben. Sie folgte willig seinem Gebot. An der Thür angelangt, kehrte sie noch einmal zurück, ihren Gute-Nachtgruß zu wiederholen.

„Das Kind einer ehrvergessenen Magd," flüsterte er unbewußt.

Es quälte ihn förmlich, daß er diesen Worten eine solche Bedeutung beimessen konnte. Waren sie doch nichts weiter, als ein Vorurtheil! Und dennoch erinnerte er sich in diesem Augenblicke lebhafter als je der Stunde, in der seine verstorbene Gattin sich das Kind im Waisenhause unter einem Dutzend anderer ausgesucht, weil es so bleich und düster ausgesehen und ängstlich im Hintergrund geblieben war, als alle sich herzugedrängt, die Aufmerksamkeit der fremden Herrschaft zu erregen.

Ihm war Lona anfangs nicht sympathisch gewesen, aber als sein Weib mit dem warmen, großen Herzen ihm gesagt, daß gerade dieses Kind am ersten der Liebe und Theilnahme bedürftig sei, da es vielleicht im Treiben der Welt untergehen würde, wenn es keinen Halt finde, während andere sich aufrecht erhalten könnten, da hatte er ihren Vorstellungen Gehör geben müssen; es wäre ihm unmöglich gewesen, ihren Worten Widerstand entgegenzusetzen.

Vorübergehend bereute er allerdings, sich dem Wunsche seiner Gattin nicht widersetzt zu haben, damals, als er gegangen war, sich von dem Herkommen des Kindes zu unterrichten. Was man ihm über Lona gesagt, war wahrlich nicht darnach angethan, ihn über die Wahl, welche seine Gattin getroffen, zu beruhigen.

Aber schon war es zu spät zur Umkehr und — wahrlich, er hatte noch keine Gelegenheit gehabt, zu bereuen, daß Lona in sein Haus gekommen war.

Es war seltsam. In der ersten Zeit hatte das Kind in der fremden Umgebung eine grenzenlose Scheu an den Tag gelegt. Jede ihr bewiesene Liebkosung trieb Thränen in seine Augen. Lona saß meistens im Anschauen der schönen Frau versunken, welche sie, die früher von aller Welt verstoßen und hart beurtheilt worden war, mit Güte und Liebe überhäufte, und es hatte lange gedauert, ehe sie die Wirklichkeit erfassen gelernt. Dann aber war plötzlich ein Umschwung erfolgt, ein Umschwung, so außerordentlich, so vollständig, daß von dem scheuen, trotzigen, furchtsamen Kinde auch nicht eine Spur übrig blieb.

Nun konnte auch Graf Frohsdorf nicht minder als seine Gattin die Stunde preisen, wo dieses Kind nach dem alten Landhause gekommen war, die nicht selten drückende Einsamkeit zu einer der leidenden Gräfin wohlthätigen zu gestalten.

In der That hatte Lona den Beweis gebracht, daß Alles, was man von ihr gesagt, niedere Verleumdung gewesen. Nie befleckte eine Lüge ihren Mund, nie machte eine schlechte Eigenschaft sich an ihr bemerkbar. Sie war offen, ehrlich, warmherzig, und ihr froher, heiterer Sinn übte die wohlthätigste Wirkung auf die Gräfin aus, deren Glück und Freude sie war.

Und gerade darum hatte Graf Frohsdorf sich durch die herzlosen Worte Frau von Herweghs so peinlich berührt gefühlt. Es reizte ihn, daß es Menschen gab, die über den Liebling seines Herzens so aburtheilen konnten.

Nur mit Mühe beherrschte er die wiederwachende schlechte Stimmung und legte sich frühzeitig zur Ruhe nieder. Am folgenden Morgen war sie überwunden. Er nahm Lona mit in den Garten und ihr liebliches Geplauder hielt jeden unfreundlichen Gedanken von ihm fern. Gegen Mittag, als er eben mit ihr in das Haus zurückkehren wollte, wurde ihm ein Brief überbracht. Ein Blick auf die Aufschrift zeigte ihm, daß er von Frau von Herwegh war.

„Gehe voran, Lona — ich komme gleich."

Herr von Frohsdorf stand da und las. Sein anfangs verfinstertes Gesicht erhellte sich mehr und mehr, bis nur ein Lächeln seinen Mund umspielte.

„Gott sei Dank!" kam es tiefathmend über seine Lippen.

Frau von Herwegh schrieb ihm jetzt versöhnend und bat, ihre Worte, die sie am vorhergehenden Abend zu ihm gesprochen, zu vergessen; sie seien ihr unbewußt entschlüpft und es habe ihr vor allem fern gelegen, ihn damit zu kränken. Sie sei so streng in moralischen Grundsätzen erzogen, daß der Gedanke, ihr Kind, das seither keinem unreinen Hauch ausgesetzt gewesen, mit einem Mädchen zusammen zu erziehen, das in einer elenden Schänke das Licht der Welt erblickt, ihr so unfaßbar gewesen, daß es ihr unmöglich geschienen, die von Herrn von Frohsdorf an sie gestellte Forderung zu erfüllen. Seine Liebe aber, die er für Lona an den Tag gelegt, habe sie tief gerührt und sie auf die Frage hingewiesen, ob nicht eine Ausnahme von der Regel gerade hier angebracht sei. So wäre sie denn die Nacht mit sich und ihrem Gott zu Rathe gegangen und könne sich nun von dem Vorwurf nicht frei machen, daß sie in ihrer Strenge zu weit gegangen sei. Wenn Herr von Frohsdorf ihr verzeihen könne, so wäre sie bereit, das Amt, das er ihr habe anvertrauen wollen, zu übernehmen.

Das Schreiben übte eine seltsame Wirkung auf ihn aus. Auch im gegenwärtigen Augenblick machte die wiederholte Andeutung auf Lona's Herkunft einen unerfreulichen Eindruck auf ihn; nichtsdestoweniger fühlte er sich durch den Brief außerordentlich befriedigt und war entschlossen, noch an demselben Nachmittag wieder nach dem Schlosse hinüber zu reiten, um die Angelegenheit zu regeln. Ein langer Brautstand schien ihm nach Lage der Dinge nicht nothwendig, Vorbereitungen zur Hochzeit gab es kaum mehr. Mochte dann alsbald eine neue Herrin die Leitung seines Hauswesens übernehmen und das Kind eine Mutter finden, die sorgsam darüber wachen würde, daß nicht die Sünde des Blutes die Herrschaft über das gewann, was eine reine Umgebung, warme Liebe ihm in das Herz gepflanzt.

2. Capitel.

Eine neue Mutter — eine Schwester! Lona schauerte leise zusammen, wenn sie daran dachte, so freundlich auch Herr von Frohsdorf seinem Pflegetöchterchen das künftige Leben im Hause geschildert. Mehr als der Gedanke an die Schwester beunruhigte sie der Gedanke an eine neue Mutter; es war, als ob der Schmerz um den Tod der sanften, engelschönen Frau, die das fremde, verwaiste Kind so zärtlich an ihr Herz genommen, wieder mit aller Heftigkeit neu erwacht sei. Stundenlang stand Lona vor dem Bilde, welches sie darstellte und das in dem Arbeitszimmer des Vaters über dem Kamin hing, und weinte bitterlich.

Und nun sollte die Verstorbene durch eine andere Frau ersetzt werden, die heute ihren Einzug zu halten beabsichtigte. Lona hatte die Dame bereits gesehen, und Frau von Herwegh war auch freundlich, sogar gütig gegen sie gewesen, denn Lona hatte auf Anrathen des Vaters keinen zu hohen Maßstab an diese Frau gelegt; sie dachte nicht daran, abermals eine Mutter zu finden, wie die Verstorbene gewesen war, sie war aber entschlossen, durch Freundlichkeit und Gehorsam die Liebe der fremden Dame zu gewinnen, obgleich die Dienstboten dieselbe heimlich zischelnd nach verschiedenen Seiten hin verurtheilten und ihre Abneigung gegen den Wechsel in dem gegenwärtigen Leben keineswegs verbargen.

Auch in diesem Augenblicke stand Lona, die Hände gefaltet, im Anschauen des Bildes der Frau versunken, die sie so zärtlich geliebt. Die Strahlen der scheidenden Sonne drangen durch die buntfarbenen Scheiben der kleinen Glasfenster und über dem Haupte des schönen Frauenbildes schwebte goldiger Schein. Lona dachte, so müsse eine Heilige aussehen.

Unwillkürlich traten wieder Thränen in ihre Augen. Sie hatte den Tag hindurch schon so viel geweint, daß die Lider dick geschwollen waren. Ueberhaupt sah sie blaß und angegriffen aus. Sonst hatte sie sich herrlich entwickelt, wenn auch die Formen der Weichheit und eines Ueberganges entbehrten. Der finstere Trotz war aus dem Gesicht des Kindes verschwunden, die großen ernsten Augen blickten nie mehr feindselig in die Welt in welcher sie so unendlich viel Gutes erfahren.

Nur plötzlich zuckte sie zusammen. Das Rollen eines Wagens erreichte ihr Ohr; sie dachte an ihr verweintes Aussehen und eine innere Stimme sagte ihr, daß sie dadurch nicht minder die fremde Frau als den Vater erzürnen würde, wenn sie ihnen so gegenübertrat. Was sollte sie thun? Wenn sie das Zimmer verließ, würde sie den Angekommenen, deren Schritte sie bereits auf dem Korridor hörte, gerade in den Weg laufen. Das durfte nicht sein. Wie hilfesuchend blickte sie sich einen Augenblick um, im nächsten verbarg sie sich hinter dem Ofenschirm.

Dem Himmel sei Dank! Herr von Frohsdorf war mit seiner Gemahlin nicht hereingekommen, sondern die Schritte und Stimmen gingen an der Thür vorüber nach den Gemächern, welche die erste Frau bewohnt. Lona seufzte aus tiefster Brust auf; der Gedanke verursachte ihr neue Schmerzen. Sie verließ aber ihr Versteck, um sich dann ungesehen zu entfernen. Sie konnte der neuen Mutter nicht so entgegentreten.

Lona eilte den Korridor entlang. An der Treppe begegnete ihr eine Fremde mit Hutschachteln und Taschen. Sie dachte, es würde ein Kammermädchen sein. Mit einem scheuen Aufblick schlüpfte Lona an derselben vorüber, die Treppe hinunter, um über den Hofraum in den Park zu gelangen.

Unter den hohen, alten Bäumen, welche den Ausgangspunkt des Parkes bildeten, stand sie still und athmete tief auf. Der Abendwind strich frisch und sanft von den Wiesen herüber und kühlte die heißen Wangen und die Stirn des Kindes. Lona's Herz hatte seit langen Jahren nicht mehr so bang und von düsteren Vorahnungen erfüllt geschlagen und immer, immer wieder wollten sich die verrätherischen, heißen Tropfen in ihre Augen drängen. Nur mit Mühe hielt sie dieselben zurück, es durfte nicht sein.

Sie näherte sich dem auf einem Rasenplatz eingemauerten Bassin, an welchem sie oft an sonnenhellen Tagen gestanden und dem fröhlichen Tummeln der Goldfische auf der Oberfläche zugeschaut. Heute blickte sie nicht darnach, sondern beugte sich über den Sandsteinrand und schöpfte mit der hohlen Hand das kalte Wasser, die brennenden, schmerzenden Lider zu kühlen.

Plötzlich hörte sie in der Ferne ihren Namen rufen. Die Abendschatten senkten sich schon herab und auch diese gemahnten an die Heimkehr. Pochenden Herzens eilte sie der Stelle zu, von wo der Ruf gekommen.

„Um's Himmelswillen, Lona, welche Unbesonnenheit!" rief Fräulein Hachtner, die Erzieherin, ihr entgegen. „Und in welche Ungelegenheit bringst Du mich? Wie kannst Du Dich so gleichgiltig gegen die Ankunft der Dame zeigen, die fortan Mutterstelle bei Dir vertreten soll. Ich fürchte, Du hast einen Mißgriff gemacht, denn Herr von Frohsdorf schien sehr erzürnt und die gnädige Frau —"

(Fortsetzung folgt.)

Entstehung der Elemente.

An die Stelle der altehrwürdigen vier „Elemente", Feuer, Wasser, Luft und Erde, sind längst ganz andere Stoffe getreten, die man mit jenem Namen bezeichnet hat. Die moderne Chemie, das heißt diejenige Naturwissenschaft, welche alle ihr zugänglichen Stoffe in ihre Bestandtheile zerlegt und ihre Eigenthümlichkeiten kennen lehrt, hat seit etwas über hundert Jahren die Lehre von den Beziehungen der Stoffe zu einander auf der Grundlage des messenden und wägenden Versuches aufgebaut, und hat auf diesem Wege Ergebnisse erreicht, welche nicht blos unsere Kenntnisse von den auf Erden sich ununterbrochen abspielenden Vorgängen unendlich erweitert und vertieft, sondern auch zugleich unsere gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse von Grund aus umgestaltet haben.

Unsere gegenwärtig so hoch entwickelte industrielle Thätigkeit, nicht minder aber auch unsere theoretische Erkenntniß der Natur verdanken der chemischen Forschung ihr bestes Theil. Aber diese Erkenntniß der Natur beruhigt sich noch viel weniger mit dem gesicherten Besitz, als die Erwerbsthätigkeit der Menschen. Beide streben vielmehr unaufhaltsam nach größeren Zielen hin. Die eine verlangt danach, in die Tiefe der Dinge vorzudringen, die andere will sich immer mehr in die Breite ausdehnen. Und so hat denn die rein wissenschaftliche Chemie alle auf Erden vorhandenen und in den Bereich unserer Beobachtung gelangenden Stoffe auf eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Urstoffen zurückzuführen gelehrt, welche sich mit den vorläufig vorhandenen Mitteln nicht weiter in verschiedene Bestandtheile zerlegen lassen.

Die Stoffe, welche an den Grenzlinien chemischer Scheidekunst als unzerlegbar bestehen blieben, nannte man einfache, unzerlegbare Stoffe, Elemente, und die Zahl derselben ist nach und nach auf einige sechzig angewachsen. Allein die Frage bleibt doch noch immer bestehen, ob dasjenige, was sich mit unseren jetzigen Mitteln als unzerlegbar erweist, auch wirklich unzerlegbar ist, ob nicht eine vervollkommnetere Methode hier und da die zusammengesetzte Natur eines als ein Element geltenden Stoffes wird nachzuweisen vermögen. Die Frage ist ferner, ob nicht in den ungeheuren Werkstätten der Natur selber, also beispielsweise in der Sonnengluth, gewisse Stoffe sich in gewisse Bestandtheile auflösen können, wozu wir eben in unseren chemischen Laboratorien nicht die erforderlichen Vorbedingungen zu treffen im Stande sind. Und diese Zweifelfragen erhielten unverkennbar eine verstärkte Unterlage durch den Einfluß, den die Darwin'schen Ideenverbindungen auf das gesammte naturwissenschaftliche Denken unserer Zeit erlangt haben. Bei der Betrachtung der Vorgänge in der sogenannten organischen, oder wie man sich gemeinhin ausdrückt, in der lebendigen Natur drängt Alles darauf hin, eine einfache Urform zu suchen, aus welcher im Laufe unermeßlicher Zeitabschnittte die unübersehbaren Formenreihen aller Organismen hervorgegangen sein mögen. Eine ähnliche Forderung stellt auch der Chemiker. Auch in der vermeintlich leblosen, starren, anorganischen Natur soll die Voraussetzung eines allgemeinen Urstoffes, eines „Ur-Elementes" gelten, aus welchem erst die übrigen einfachen Stoffe, die Elemente, entstanden, sodaß diesen vermeintlich unzerlegbaren Stoffen das nothwendigste Erforderniß eines Elementes, nämlich die unbedingte Nichtzerlegbarkeit fehlen würde.

Aber diese Zweifel an der wirklich elementaren Natur der bisher für unzerleglich gehaltenen Stoffe war nicht etwa lediglich Spiel rein speculativer Köpfe. Durchaus nicht! Vielmehr hatten dieselben einige Unterlagen, die sich aus gewissen, wirklich vorgenommenen Versuchen ergaben. Die festesten Begriffsstützen für unsere bisher als „Elemente" ausgegebenen Stoffe begannen, in's Wanken zu gerathen, und man kann sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, welch eine Aufregung dieser Zustand unter den theoretischen Chemikern hervorrufen mußte. Das ist ja für diese Naturforscher dasselbe, wie wenn die Mechaniker und die Astronomen eines schönen Tages die Erfahrung machen sollten, das Newton'sche Gesetz der Schwere gelte nicht mehr unbedingt und ausnahmslos. Allein der Stein war nun einmal in's Rollen gebracht, die für unerschütterlich gehaltene Eigenschaft der „Unzerlegbarkeit" unserere Elemente begann immer mehr, als eine nicht ganz einwandsfreie angesehen zu werden. Eine der „seltenen Erden", welche der Engländer Crookes zuerst darstellte (das sogenannte Yttrium) hatte das ganze Unheil angerichtet, nachdem sie in einem ungeheuer luftverdünntenRaume (der nur noch den fünfzigmillionsten Theil eines Atmosphärendruckes enthielt) untersucht worden war. Und nun wirft der kühne englische Forscher die Frage auf: Wie würden sich in einem noch unendlich mehr verdünnten Raume die „seltenen Erden" bei der Untersuchung verhalten? Wie und was mögen die Stoffe vor Entstehung des Weltalls in seiner heutigen Form gewesen sein, und auf welche Art haben sich dann die heutigen Stoffe gebildet? Könnte nicht der Bau eines sogenannten Elementes verwickelter sein, als man bisher angenommen?

Crookes' kühne Phantasie schwingt sich in eine vordenkliche Zeit hinüber, in welcher das sichtbare Weltall „wüst (ohne Gestalt) und leer war". Es war ein Etwas vorhanden, das unserer jetzigen Materie voranging, und er schlägt vor, diesen vorelementaren Stoff, aus dem sich erst die Elemente selber gebildet, „Vorstoff" zu nennen. Sobald aus diesem „Vorstoff" sich „Materie" bildet, Atome entstehen, wird das Atom gewissermaßen eine Vorrathskammer von natürlicher Energie und strebt darnach, sich mit anderen Atomen zu vereinigen.

Wir haben es hier mit einer wahrhaft großartigen wissenschaftlichen Speculation zu thun, die zu einem weiteren Vorstoß in die Erkenntniß des Inneren der Natur zu werden verspricht.

„Schwarzkappen" gegen „Weißkappen."

Aus Winchester, O., werden Mittheilungen gemacht über eine neue Selbsthilfe-Organisation, welche dem verruchten Treiben der „Weißkappen" ein Ziel setzen soll und sich „Schwarzkappen" nennt. Diese Organisation besteht aus Opfern der „Weißkappen" oder aus Solchen, welche von den „Weißkappen" Warnungen erhalten haben. Bis jetzt ist dieser Bund an Zahl nicht stark, es sollen aber sehr entschlossene und desperate Leute dazu gehören, und sobald es thunlich ist, soll der Feldzug gegen die andere Brüderschaft losgehen. Mehrere Mitglieder der „Weißkappen" sind den „Schwarzkappen" ganz genau bekannt, und ihnen will man zuerst die Hölle heiß machen.

Gratuliren kann man sich zu dem neuen „Unternehmen" gerade nicht. „Den Teufel mit dem Beelzebub austreiben," das ist eine sonderbare Praxis. Man bedenke, daß fast alle Rächerbanden ursprünglich wegen Abwehr irgend eines Unrechts gegründet wurden, einschließlich der „Weißkappen." Und was ist daraus geworden?

Chinesen und Ochsenf…

Viele wissen noch nicht, schre… dings ein chinesischer Mitarbe… anglo-amerikanischen Blattes, … Chinesen sich auf den Genuß von … nefleisch, Geflügel und Fische bes… und z. B. kein Ochsen- oder Rin… essen. Dem liegt einfach eine re… Pietät zu Grunde. Die Chine… trachten alle Lastthiere als heil… sie bei Arbeiten die Stellen von M… vertreten.

Das Fleisch eines Ochsen zu … gilt dem echt religiösen Chinesen f… große Sünde, und ehe er so etwas … läßt er lieber einen Ochsen — wenn er einen solchen besitzt — an Altersschwäche oder sogar an Ueberarbeitung crepiren. Die Cadaver werden dann entweder für den Werth ihrer Haut u. s. w. verkauft oder — armen Leuten gegeben, welche das Fleisch dann doch essen. Aber die vorigen Besitzer haben dann wenigstens das erhebende Bewußtsein, die Sünde nicht zu sehen, geschweige denn selber begangen zu haben. Das ist ein Zug von Heuchelei, der beinahe an manche amerikanische Kreise erinnert, so wenig auch sonst die „echten" Amerikaner mit den Chinesen gemein haben wollen.

Ebenso heilig, wie die Ochsen, Rinder und Kälber, werden auch die Esel und Maulesel gehalten. Sie sind die unzertrennlichen Gefährten des Farmers in China und leben oft in demselben Gebäude mit ihm, obwohl in einem besonderen Raume. Der chinesische Bauer bildet sich sogar ein, daß er die Sprache seiner Thiere verstehe, d. h., daß jeder Laut, den sie von sich geben, ein ganz bestimmtes Bedürfniß bedeute, das er dann sofort befriedigt. Dabei werden aber nirgends die Arbeitsthiere so angestrengt und so schlecht gefüttert, wie gerade bei den Chinesen.

— Vor dem Polizeigericht in Sheffield stand dieser Tage ein fein gekleideter Deutscher, welcher sich Graf von Knoblock nannte und angeklagt ist, den Frieden gebrochen zu haben, indem er mit Gewalt in das Haus eines Fräulein Vicarage eingedrungen sei. Derselbe scheint an einem Abend zweimal von der Polizei aus dem Hause hinausgeworfen worden zu sein, der „Graf" erklärte aber, „daß Liebe nicht gebunden werden sollte" und daß er „seinen Schatz haben wolle". Er hatte auch in der Pfarrkirche von Sheffield das Aufgebot bewerkstelligen und in den Zeitungen seine Verlobung mit Fräulein Vicarage ankündigen lassen. Die Dame sagte aus, sie sei durch ihren Schwager vor einigen Jahren in Cleethorpes mit dem Angeklagten bekannt geworden, allein derselbe sei nie in ihr Haus eingeladen worden, welches sie mit ihrer Mutter bewohne; eine Zeit lang habe sie ihn für einen „wirklichen deutschen Baron" gehalten. Frau Vicarage hatte von dem Angeklagten verschiedene Briefe erhalten. In einem derselben hieß es: „Um's Himmelswillen, lassen Sie mich einsperren! ich bin kein sicherer Genosse. Ich kann die Tortur nicht länger ertragen." Und in einem anderen: „Da der Mond in diesem Jahre einen Einfluß auf mein System hat, so will ich die Excursion nach Ostafrika unternehmen". In einem dritten Briefe stand: „Theure Freundin, am nächsten Sonntag wird die Surrey Street Kapelle von „Jack, dem Aufschlitzer", in die Luft gesprengt werden. Bleiben Sie fern, falls Sie eine Seele von den Qualen des höllischen Feuers erretten wollen." Der Vertheidiger des Angeklagten sagte, sein Client behaupte, verliebt zu sein, nicht in eine bestimmte Person, sondern in die ganze Familie. Derselbe sei ein ungewöhnlich begabter Mann der Wissenschaft, und nur bei Vollmond wisse er nicht, was er thue; er sei nach seiner eigenen Behauptung, nicht wahnsinnig, sondern nur weibertoll. Der Angeklagte mußte zwei Bürgschaften stellen, daß er „den Frieden halten werde."

— Ein unheimliches Buch der „Indicateur anarchiste", ist der Pariser Polizei durch einen Geheimagenten in die Hände gespielt worden. Dasselbe ist etwa 40 Seiten stark und soll in London von der internationalen anarchistischen Druckerei, die natürlich versteckt arbeitet, hergestellt worden sein. Jenes Handbuch ist mit wahrhaft infernaler Gründlichkeit entworfen. Der Verfasser soll ein tüchtiger Chemiker sein, der die Rezepte für mehr als hundert Zerstörungs- und Mordmaschinen mit größter Präcision gegeben hat. Früher waren bereits ähnliche Handbücher in Umlauf, allein die betreffenden Rezepte zur Anfertigung von Höllenmaschinen ließen jeden Fachmann über ihre Fehlerhaftigkeit lächeln. Diesmal ist es anders. Was nur die menschliche Phantasie auf dem Gebiete der Zerstörung aussinnen kann, findet sich in dem Buche kurz und fachgemäß zusammengetragen. Nitroglycerin, Dynamit, Benzin, Pulver, Leichengift, Petroleum, Schießbaumwolle u. s. w., das sind die „Elemente", mit denen die Anarchisten die Welt zum Glück führen wollen. Es werden Maschinen angepriesen, die gleich einen ganzen Haufen Kavallerie in die Luft springen sollen, Dynamitpatronen, die man unbeobachtet einem „Bourgeois" in die Tasche stecken kann, Leichengiftpräparate, um Kugeln und Waffen zu vergiften — kurz, mit satanischer Gründlichkeit wird darin Alles registrirt, was Tod und Vernichtung am leichtesten herbeiführen kann. Man schaudert, wenn man die einzelnen Ausführungen liest. Ein ganzes Capitel widmet der Verfasser der Bombenfabrikation, ein anderes der Revolutionstaktik, besonders dem Barrikadenbau und den Mitteln, um bei einem Straßenkampfe dem Umsturz zum Siege zu verhelfen. Alles will er zerstört, zerbrochen und demolirt wissen, auch die herrlichen gothischen Kathedralen, die er als Zeugen einer stupiden reaktionären Weltanschauung" betrachtet! Er will, daß der „revolutionäre Cyclon" sofort über die Welt dahinfege und nichts schone, was den wilden anarchistischen Träumen Widerstand leistet. Durch die Verzweiflung, durch Mord und Brand sollen die Massen gezwungen werden, sich aufzulehnen gegen die jetzige Ordnung. Dieses Machwerk, welches die Phantasie eines Most noch zu überbieten trachtet, ist zu Tausenden unter den Arbeitern verbreitet, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, die Kolporteure zu ermitteln und anzugreifen.

— Aus Brüssel berichtet die Belgique Judiciaire, es sei nunmehr entschieden worden, daß der brüsseler General-Staatsanwalt das Diplom als Advocat der Doctorin der Rechte, Fräulein Popelin, ohne jeden Vorbehalt ausstellt; die Dame wird also staatlich als Mitglied der Advocatur anerkannt. Ob sie aber zur Eidesleistung und damit zur praktischen Ausübung der Advocatur zugelassen wird, darüber soll in öffentlicher gerichtlicher Verhandlung, welche am 3. nächsten Monates erfolgt,im brüsseler Appellhof entschieden werden. Fräulein Popelin wird von dem Advocaten Herrn Guillery dem Appellhofe vorgestellt; es stehen große Plaidoyers des General-Staatsanwalts und mehrerer Advocaten über die Principienfrage, ob weibliche Personen zur Advocatur zugelassen sind, in diesem Termine in Aussicht.

— Das Glück liegt im Gefühl und nicht im Geist.

De…

Die schönste Ju…
Da drinnen ihr goldenes Haar
Und von ihren Lippen ertönet
Ein Lied gar wunderbar:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so einsam bin,
Wie seit undenklichen Zeiten
Ich nimmer mich besinn'!

„Die Menschen in ihrem Wahne,
Sie fliehen meine Näh',
Kein Schiffer im kleinen Kahne
Blickt sehnend mehr in die Höh'!

„Aus Furcht vermeiden die Wichte
Die altgewohnte Bahn!
Und das hat mit seinem Gedichte
Der Heinrich Heine gethan!"

Wilhelm Holde.

Allerlei neugierige Fragen.

Hätte Herkules die Hydra, anstatt sie zu tödten, nicht dem Athenischen Aquarium übergeben sollen?

Als Moses Wasser aus dem Felsen schlug, hätte er da nicht die Quelle chemisch untersuchen lassen sollen, um event. daselbst einen Kurort anzulegen?

Waren die Römer, als sie die Sabinerinnen raubten, auch sicher, daß jede eine gute Mitgift bekäme?

Hätte der Vater im „Erlkönig" nicht vernünftiger gehandelt, wenn er eine Droschke genommen hätte, um die gefährliche Tour mit seinem Sohne zu machen?

Würde nicht Lenore klüger gewesen sein, wenn sie nach ihrem Wilhelm in den Listen der Todten und Verwundeten geforscht hätte, ehe sie verzweifelte?

Hätte der Alpenjäger dem Berggeist, welcher ihn am Jagen verhindern wollte, nicht einfach seinen Jagdschein vorzeigen sollen?

Warum verlieh der Kaiser, um den Ehrgeiz Wallensteins zu befriedigen, diesem nicht einen hohen Orden?

Unfreiwillige Komik.

1 Wirthschafterin sucht Stelle zur Führung der Hausfrau bis zum 1. April.

Leipz. Tagebl., 1. Beilage, No. 30 vom 28. Febr. 1882.

Die Gemeinde-Kollegii in Abelmannsfelde haben Herrn Dr. Schabel zum Orts-Arzt gewählt. In gleicher Sitzung wurde auch die Anschaffung eines Leichenwagens beschlossen.

Jart-Zeitung, 125, 1878.

— Ein verbummeltes Genie war es zweifellos, welches jüngst vor eine Abtheilung des Berliner Schöffengerichts geladen war, um sich wegen Bettelns zu verantworten. Der mit martialischem Schnurrbart ausgestattete Angeklagte betrat mit komischer Würde den Saal, indem er mit einer Stimme, welche die Fenster erzittern machte, den Schöffen zurief: Pax intrantibus! — Präs.: Sie sind der Schlossergeselle Strelitzer?—Angekl.: Techniker bin ich von Beruf, die Schlosserei dient mir nur als milchende Kuh. — Präs.: Sie sind aber in den Acten immer nur als Schlossergeselle bezeichnet.—Angekl.: Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen! — Präs.: Um so schlimmer, wenn Sie als Techniker, als gebildeter Mann, so weit herabgekommen sind, um betteln zu gehen. — Angekl.: Es giebt im Menschenleben Augenblicke, wo man dem Weltgeist näher ist, als sonst. — Präs.: Sie scheinen auf das Erlernen von Citaten so viel Zeit zu verwenden, daß Sie darüber gar nicht zum Arbeiten kommen. — Angekl.: Ich fühl's mit Schmerz und mag nicht klagen, längst bin ich auch der Klage satt.—Präs.: Sie sind doch wirklich ein Mensch, der mit gesunden Gliedmaßen ausgerüstet ist und wahrhaftig in ehrlicher Arbeit sich sein Brod verdienen könnte. — Angekl.: Ja wohl, Herr Präsident! Ich weiß es, wie in thatenlosen Tagen im eig'nen Glüh'n die Seele sich verzehrt! — Präs.: Nun also, dann wundert es mich um so mehr, daß Sie schon sechsmal wegen Bettelns bestraft werden mußten und schon ein ganzes Jahr im Arbeitshause zugebracht haben. — Angekl.: Hätte Gott mich anders gewollt, so hätte er mich anders gebaut. —Präs.: Sie scheinen doch den sittlichen Halt einigermaßen verloren zu haben.— Angekl.: Ich hab' mich nie begnügt an leerer Schale, der Kern nur war's, auf den ich rastlos sann. — Präs.: Geben Sie denn zu, gebettelt zu haben? — Angekl.: Was nutzt das Streiten, nutzt das Klagen? Wahr ist's —doch meiner Augen unheilvolle Schwäche ist einzig schuld daran. — Präs.: Haben Sie denn jetzt den Weg des Müßigganges verlassen? — Angekl.: Herr Präsident! Arbeit ist des Bürgers Zierde und so arbeite ich denn auch gar fleißig beim Maurermeister Feibicke in Moabit. —Präs.: Ist das auch wahr?—Angekl.: Auf Ehre! Dies Werkzeug hier in meiner Hand ist mir doch wohl Geleit's genug! — Präs.: Na, es scheint ja wirklich, als wenn Sie einen anderen Weg betreten hätten. — Angekl.: Ja, Männer brauchen sich nur in die Augen zu schauen, um sich sofort zu verstehen. — Präs.: Der erste Schritt zur Besserung wird aber wohl darin zu bestehen haben, daß Sie sich Ihren großen Mund abgewöhnen. Im Uebrigen will der Gerichtshof diesmal, auf Ihre guten Vorsätze vertrauend, davon absehen, Sie in's Arbeitshaus zu schicken und Sie nur zu drei Tagen Haft verurtheilen — Angekl.: Sie konnten nur nach leichtem Wort mich messen, in diesen Busen konnten Sie nicht sehen! — Präs.: Wollen Sie sich bei dem Erkenntniß beruhigen? — Angekl.: Gratiam meam! — Präs.: Wenn Sie durchaus lateinisch schwatzen wollen, dann sagen Sie wenigstens: „gratias meas!" Sie sind also mit dem Urtheil zufrieden? — Angekl.: Meinen unterthänigsten Dank! Mein Auge lernt nun wieder lächeln, die düstre Stirn ist aufgehellt. — Präs.: Nun gehen Sie nach Hause und befleißigen Sie sich eines anständigen Lebenswandels! — Angekl.: Dem späten Herbsttag gleicht mein Leben, dem Herbsttag ohne Sonnenschein! — Mit diesem Stoßseufzer verließ der Angeklagte den Gerichtssaal — ebenso stolz, wie er gekommen war.

— Gründlichkeit. — Als in Paris die Probe des Stückes: „Der Elephant des Königs von Siam" stattfand, benutzte man dazu den Elephanten aus dem botanischen Garten. Anfangs verhielt sich derselbe ganz gut, als er aber das Buch des Souffleurs bemerkte, fing er an darin zu blättern und nach einiger Zeit verschlang er es ganz, wahrscheinlich um mit seiner Rolle gründlich vertraut zu werden.